

LT WEEKEND

Thema: Kosovo
Zwischen Krieg und Normalität
Vor bald drei Jahren beendete die Nato den Kosovo-Krieg und das serbische Militär musste sich aus der Vielvölkerprovinz zurückziehen. Doch Gräueltaten auf beiden Seiten lassen ein friedliches Zusammenleben unmöglich erscheinen, die internationale Kfor-Schutztruppe stellt sich auf ein jahrzehntelanges Engagement ein. Robert Hansen begegnete vier Monate lang als Swissscoy-Angehöriger und Redaktor eines albanischsprachigen Magazins Menschen voller Lebenswillen in einem Gebiet im Umbruch.

Seite 4
Knall aus dem All
Dass Asteroiden mit der Erde kollidieren werden, steht für den Ingenieur Christian Gritzner ausser Diskussion. Die Frage ist nur: wann?

Seite 5
Sexy Söhne
In seinem jüngsten Roman nimmt sich Bernhard Kegel der verlorenen Söhne der Klonwirtschaft an.



FOTO: ROBERT HANSEN

Zu Hause im Gefängnis

Hundertausende Albaner sind vor den mordenden Truppen Milosevics aus dem Kosovo geflüchtet. Nach dem Krieg wurden dann aus Vergeltung viele Serben vertrieben. Vera und Voja sind geblieben – hinter dem Stacheldraht.

ROBERT HANSEN

Wortloses Leben, wo sonst kein menschliches Leben mehr ist. Die wuchernden Pflanzen beginnen die Zerstörung langsam zu überdecken, drücken aus den Ritzen, legen sich über verkohlte Hauswände. Der Verputz blättert ab, die Glasscheiben sind zersplittert, Holzbalken gebrochen, schwarz. Nach dem Kosovo-Krieg gingen Hunderte serbische Häuser in Flammen auf, flüchteten die Menschen aus ihrer Heimat, die keine mehr war. Das Serbenquartier in Prizren im Südzipfel des Kosovo wirkt ausgestorben. Kein Kinderschrei hallt durch die Gassen, nur der Wind flüstert zwischen den geborstenen Fenstern. Mitten in dieser pulsierenden Stadt ist der Tod eingekehrt, entstand eine neue Grenze. Rollenweise Stacheldraht liegt zwischen Hauswänden und verfeindeten Volksgruppen. In Prizren, wo der Kosovo-Krieg nie gewütet hatte, wohnten einst 12 000 Serben. Geblieben

sind wenige hundert. Serben und Albaner haben sich während und nach dem Krieg gegenseitig die Lebensgrundlage zerstört. Wahlos. Sinnlos.

«Kfor Area. Betreten verboten! Vorsicht Schusswaffengebrauch.» Das Schild in Deutsch, Englisch, Albanisch und Serbisch spricht eine unmissverständliche Sprache. Im Stacheldraht hat sich ein welkes Blatt verfangen. Dahinter an der Hausmauer rankt eine Weinrebe in die Höhe, auf dem Balkon wachsen Blumen. Ein alter Mann steht unter dem Torbogen des Hauses und schaut reglos durch die enge Gasse. Schliesslich winkt er und versucht zu lächeln. «Dobar dan» – «guten Tag». Die Brillengläser sind so dick wie Flaschenböden, das Gesicht ist zerfurcht. Die fragenden Worte bleiben unverständlich. Gesten, Momente, tiefe Augenblicke. «Voja» – «Robert». Die Hände halten sich lange fest. Aus dem Haus sind schlurfende Schritte zu hören und eine Frau blinzelt schliess-

lich in die Sonne, mustert ihre unerwarteten Gäste, lacht herzhaf und schüttelt ebenfalls die Hand – «Vera» –, dann verschwindet sie wieder im Haus. Voja klammert sich an seinen Holzstock, verzieht schmerz erfüllt sein Gesicht und lässt sich auf den roten Autositz an der Hausmauer fallen. Die Bewegungen bereiten dem Mann Mühe, das Vokabular ist nach der Begrüssung bald erschöpft. Doch Voja spricht einige Worte Italienisch. Wörter werden langsam zu Sätzen, zu langen Geschichten.

Voja beginnt zu erzählen und dreht mit seinen Händen wie wild an einem unsichtbaren Steuerrad. Er war Lastwagenchauffeur und fuhr mit seinem 12-Tonner 30 Jahre lang Sand und Ziegel durch sein Land, das damals noch Jugoslawien hiess. Die Fahrten brachten ihn ganz in den Süden, nach Ohrid und Skopje. Heute liegt eine Grenze zwischen dem Kosovo und Mazedonien. Diese kann der 76-jährige Mann

nicht mehr überschreiten. Seine Grenze erreicht er bereits fünf Meter vom Hauseingang und winkt wieder. «Malato. Insulin», sagt seine Frau und zuckt mit den Schultern. Das Ehepaar ist auf Hilfe angewiesen. Der Arzt einer Hilfsorganisation besucht die Leute sporadisch und bringt manchmal auch Medikamente. Regelmässig kommen Angehörige der Unmik, der UNO-Verwaltung im Kosovo, in das abgeriegelte Serbenquartier. Sie bringen Lebensmittel und Sozialhilfegelder. Umgerechnet 70 Franken pro Monat.

Vera kommt aus der Küche mit türkischem Kaffee und einer Plastikflasche mit einer fast durchsichtigen Flüssigkeit. Die Schwebstoffe setzen sich bald auf dem Glasboden, «Shivile», der Schnaps, ist sehr stark, der pechschwarze Kaffee auch.

Voja zieht sich an seinem Stock wieder in die Höhe, geht langsam zum Hauseingang und winkt wieder. «Malato. Insulin», sagt seine Frau und zuckt mit den Schultern. Das Ehepaar ist auf Hilfe angewiesen. Der Arzt einer Hilfsorganisation besucht die Leute sporadisch und bringt manchmal auch Medikamente. Regelmässig kommen Angehörige der Unmik, der UNO-Verwaltung im Kosovo, in das abgeriegelte Serbenquartier. Sie bringen Lebensmittel und Sozialhilfegelder. Umgerechnet 70 Franken pro Monat.

Die Flucht in ein neues Leben

ROBERT HANSEN

Voja nimmt einen Bilderrahmen aus Holz von der Wand. Die vergilbten Schwarz-Weiss-Fotografien zeigen zwei junge Menschen, sie charmant lächelnd, er mit stolzem Blick und in Uniform gekleidet. «Capitano», sagt Voja und zeigt mit dem Finger auf sich. Er war Hauptmann in der jugoslawischen Armee. Zwei Kriege hat er erlebt, kämpfen musste er in keinem. Um sein Leben musste er erst vor zweieinhalb Jahren fürchten, als die leeren Häuser der geflüchteten Serben um sie herum brannten. Ihre Nachbarn sind nie mehr nach Prizren zurückgekehrt. Niemand löschte die Feuer, niemand räumte den Schutt zusammen. Inmitten von Ruinen harren die beiden alten Menschen in ihrem unversehrten Haus aus. Ein Leben lang haben Voja und Vera dafür gearbeitet, haben sich ihr Heim einfach, aber liebevoll eingerichtet und möchten hier weiterhin leben und werden hier wohl auch sterben. Wo sollen sie sonst hin? Ihr Häuschen ist alles, was sie besitzen. Ein weiches Sofa, Stühle aus massivem Holz und ein Tisch, handgemalte Bilder, ein Holzbackofen, ein aufziehbarer Wecker und eine Vitrine aus dunklem Holz. Im Vorraum wächst ein Zitronenbaum. Gelbe Farbtupfer leuchten zwischen den Blättern. Nur wenig Licht fällt durch die Fensterscheiben in das Zimmer. In der Stadt wurde der Strom wieder einmal abgedreht, wie jeden Tag, bei Serben und Albanern.

Vera und Voja sind seit 50 Jahren verheiratet. Auf ihre Kinder sind die beiden stolz. Voja erzählt pausenlos, holt mit zittriger Hand einen Stapel Farbphotos aus der Schublade des Holzschanks und blättert langsam darin, drückt seinen Finger auf die Köpfe, lacht, nennt Namen und reist in Gedanken zu ihnen in die Vergangenheit. Der Sohn unterrichtet an einer Schule, die Tochter ist Dirigentin und Pianistin in einem Orchester. Eines der Enkelkinder will später Ärztin werden, einer Priester in der orthodoxen Kirche. Ihre Kinder und Enkelkinder haben Vera und Voja seit drei Jahren nicht mehr gesehen. Sie können ihr Haus nicht mehr verlassen, die Welt um sie herum hat sich verändert. Voja zieht seine Hornbrille vom Gesicht, wischt sich mit dem Taschentuch Tränen aus den Augen und zuckt wortlos mit den Schultern. Stille.

Vera fragt nach dem Leben in der Schweiz, nach der Familie, den Eltern, Kindern. Sie hört zu und nickt wortlos. Dann geht sie aus dem Zimmer und kommt nach einigen Minuten wieder zurück. In ihrer Hand hält sie einen Bund Zeitungspapier. Darin eingepackt sind selbst gestrickte Wollsocken. «Für deine Mutter.»

Vera und Voja stehen unter dem Torbogen, lächeln und winken. Die Blicke treffen sich ein letztes Mal in der engen Gasse. «Auf Wiedersehen.» Vielleicht irgendeinmal. Hinter dem Stacheldraht beginnt wieder die andere Welt.

Hunderttausende Menschen waren während des Kosovo-Krieges auf der Flucht, verfolgt von mordenden Banden und der jugoslawischen Armee. Tausende Menschen werden seither vermisst. Unzählige Menschen überlebten, versteckten sich in den Bergen und durchquerten Minenfelder. Sie suchten im Wald und während der Dunkelheit einen Weg aus der Heimat. Die Todesangst, die sie dabei durchlebten, werden sie nie mehr vergessen. Auch Pranvera nicht.

«Die serbische Armee griff ein Dorf ganz in unserer Nähe an und wir wussten, dass die Soldaten auch zu uns kommen. 30 Familien flüchteten in den nahen Wald, in die Berge, wo wir zwei Wochen verbrachten. Das war für mich eine sehr schwierige Zeit. Wir bauten Hütten aus Plastikplanen; es hat tagelang sehr stark geregnet, aber es war glücklicherweise nicht kalt. Ich schlief in einem Auto. Anfangs hatten wir noch genügend zu essen, wir hatten Mehl und Öl dabei und konnten in einem Ofen backen. Aber wir lebten ständig in Angst, hörten immer wieder Explosionen. Die Serben haben auf uns mit Granatwerfern in den Wald geschossen. Die Soldaten habe ich jedoch nie gesehen.»

Serbische Truppen und Paramilitärs zerstörten vor allem im Zentrum des Kosovo Zehntausende Häuser, oft nach demselben System: Eine brennende Kerze wurde in den Dachstock gestellt, die Kochgasflasche in den Keller geschleppt und das Ventil geöffnet. Das Haus füllte sich mit Gas, bis dieses die Flamme erreichte. Die Explosion riss den Dachstock weg und spaltete Fenster und Türen. Eindringender Regen setzte die Zerstörung fort. 12 000 Häuser wurden inzwischen mit Hilfe der Europäischen Agentur für Wiederaufbau für Hunderte Millionen Franken neu gebaut.

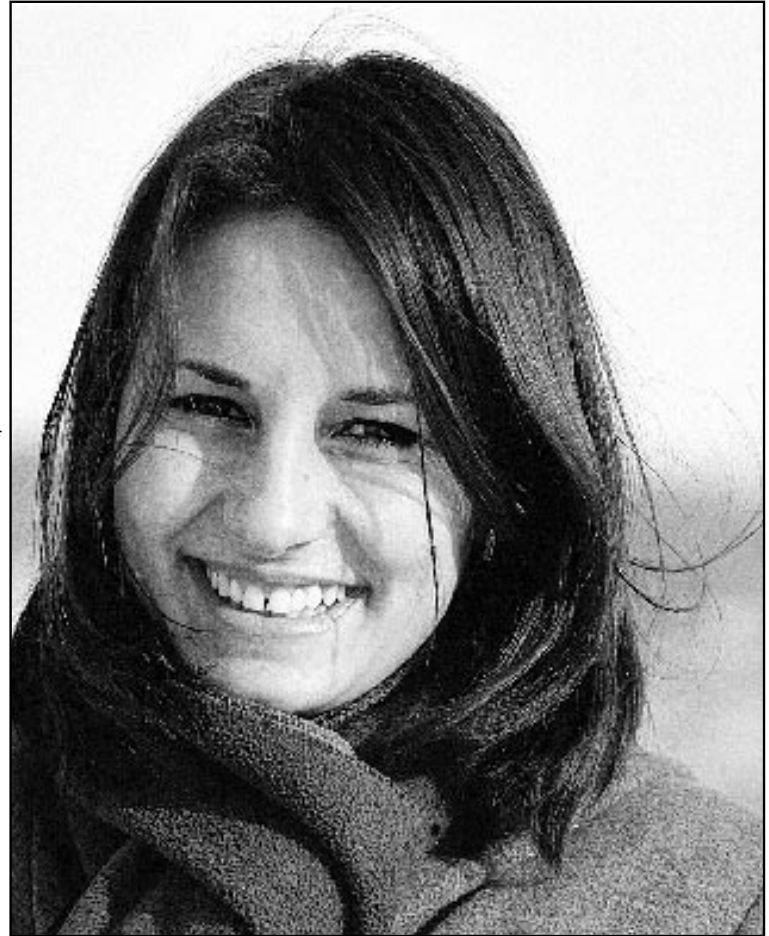
«Die Nahrungsmittel gingen uns aus und wir konnten nicht länger in unserem Versteck im Wald bleiben. So sind wir zu unserem Onkel nach Malisevo gegangen. Dort konnten wir erst einmal in einem Zimmer seines Hauses wohnen. Später hörten wir, dass unser Dorf vollständig zerstört ist. Wir wussten nicht mehr, wohin, denn im Haus meines Onkels war nicht genügend Platz. Meine fünf Jahre jüngere Schwester und ich entschlossen uns, in die Schweiz zu unserem Bruder zu reisen. Wir besaßen beide einen jugoslawischen Pass.

Meine Mutter hatte jedoch keine Dokumente, weshalb mein Vater entschied, bei ihr zu bleiben. Wir sind zusammen mit meinem Vater die ganze Nacht durch den Wald gelaufen. 100 oder mehr Menschen waren dort unterwegs. Es war stockdunkel und ich wusste nicht, wo wir hingehen, und wir hatten grosse Angst, auf Minen zu treten. UCK-Kämpfer begleiteten uns zur albanischen Grenze. Dort verabschiedete ich mich von meinem Vater. Das war sehr schwer, alles musste schnell gehen.»

In den Kriegsmonaten waren nach Schätzungen internationaler Hilfsorganisationen 800 000 Menschen auf der Flucht. In Mazedonien und Albanien wurden Flüchtlingslager eingerichtet und die Menschen mit Hilfsgütern versorgt.

«Wir sind die ganze Nacht gelaufen, ich habe nur noch geweint. Am Morgen sind wir in der albanischen Grenzstadt Kukes angekommen. Ein Mann hat uns gegen Bezahlung nach Durres gefahren. In der Hafensstadt am Mittelmeer sind wir von einem Freund meines Vaters erwartet worden. Zwei Wochen wohnten wir bei ihm, dann haben wir unsere Reise fortgesetzt. Ein Freund von ihm organisierte den Platz auf einem Schiff nach Italien. Das Boot war mit 30 Personen völlig überladen und ich hatte grosse Angst. Ein Autofahrer brachte uns später für 400 Mark nach Mailand. Mit dem Zug reisten wir weiter nach Como. Dort waren viele Flüchtlinge aus dem Kosovo. Und albanische Schlepper. 1000 Mark haben wir ihnen gegeben, damit sie uns über die grüne Grenze in die Schweiz brachten.»

Die verstärkt im Südtessin eingesetzten Grenzwachter und die zusätzlichen Festungswächter des Militärs konnten längst nicht alle Flüchtlinge beim illegalen Grenzübergang aufgreifen und nach Italien zurückschieben. Die Schweiz nahm vorübergehend 53 000 Flüchtlinge auf, die meisten sind inzwischen wieder im Kosovo. 41 306 kontrollierte Abreisen sind von Juli 1999 bis Mai 2001 registriert worden. Das Bundesamt für Flüchtlinge bezahlte 39 Millionen Franken für das Rückkehrhilfeprogramm. 109 Millionen flossen in das über fünf Jahre laufende Strukturhilfeprogramm. Mit 15 Millionen wurde Material für den Wiederaufbau finanziert. Die Programme der Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (Deza) kosteten während der letzten vier Jahre 45 Millionen. Das Militär engagiert



Hoffnungsvoll Pranvera hat im Kosovo Arbeit gefunden. Leben möchte sie in der Schweiz oder in Deutschland, um eine Ausbildung als Krankenschwester zu machen.

sich seit Oktober 1999 mit der Swisscoy in der Kfor-Schutztruppe.

«Ich hatte jede Nacht Alpträume und erwachte am Morgen weinend. Sechs Monate lang erhielten wir kein Lebenszeichen mehr von unseren Eltern. Ihnen gelang die Flucht nach Mazedonien, von dort hat uns mein Vater endlich anrufen können. Meine Eltern kamen schliesslich über Holland in die Schweiz und ersuchten ebenfalls um Asyl. Ich war so überrascht und glücklich, als ich sie wieder sah. Wir haben uns lange umarmt. Unsere Familie erhielt in Rüderswil-Schachen ein Haus und die Gemeinde hat mir sogar erlaubt, im Altersheim von Ranflüh zu arbeiten. Im Tannligerhaus verbrachte ich eine sehr gute Zeit, und der Heimleiter setzte sich dafür ein, dass ich bei ihm eine Ausbildung als Krankenschwester machen kann. Doch als Asylbewerberin wurde mir das nicht erlaubt. Schliesslich wurde unsere ganze Familie ausgewiesen.»

Pranvera spricht gut Deutsch. Die 24-jährige Frau arbeitet heute im deutschen Feldlazarett in Prizren als Übersetzerin und ist glücklich, eine für kosovarische Verhältnisse gut bezahlte Arbeit gefunden zu haben. Ihr früherer Wunsch, zu studieren und Journalistin zu werden, bleibt ihr wegen der schwierigen Nachkriegssituation versagt.

«Im Juni 2000 ist unsere Familie zurück in das Kosovo gekommen. Mit einem Taxi fuhren wir in unser Dorf. Überall sahen wir Uniformen. Die Kfor half beim Wiederaufbau, aber unser Haus war völlig zerstört. Die Zeit war sehr schön und gleichzeitig schwierig für mich, ich wusste nicht, wo ich beginnen sollte. Sollte ich mich um einen Studienplatz bemühen oder arbeiten? Ich möchte eine Ausbildung zur Krankenschwester machen. In Deutschland. Oder in der Schweiz. Hier im Kosovo gibt es viel zu viele Krankenschwestern. Und zu wenig anständige Männer.»

Der Traum eines Grossalbanien

Die Schlacht auf dem Amsfeld wird auch heute in einem Atemzug mit den jüngsten Kriegen auf dem Balkan genannt. 1389 verlieren die serbischen Truppen gegen die vorrückende osmanische Armee. Dies besiegelt den Niedergang des serbischen Reiches, das den Balkan zuvor über Jahrhunderte dominierte. In den beiden Ebenen des Kosovo lassen sich dem Islam zugehörige Albaner nieder. Belgrad wird 1521 von den Osmanen erobert. 1912 ziehen sich die Osmanen nach dem verlorenen Balkankrieg zurück. Ein unabhängiges Albanien entsteht. Das mehrheitlich von Albanern bewohnte Kosovo wird jedoch Serbien zugesprochen. 1918 entsteht der Vielvölkerstaat Jugoslawien. 1939 besetzen die Italiener Albanien. 1941 entsteht Grossalbanien, zu dem auch Teile von Mazedonien, Nordgriechenland und Kosovo gehören. Nach dem Zweiten Weltkrieg fällt das Kosovo wieder an Serbien, jedoch mit einem autonomen Status. Der Anteil der albanischen Bevölkerung steigt ständig. Unter der Herrschaft Titos wird das Gebiet 1974 zu einer eigenständigen Republik. 1980

stirbt Tito. Unter Slobodan Milosevic liebäugelt das aufstrebende Serbien mit der alten Grossmachtrolle auf dem Balkan. 1989 wird dem Kosovo die Autonomie entzogen, 1990 werden sämtliche Lehrer entlassen und die verantwortungsvollen Posten mit Serben besetzt. Während im Norden des früheren Jugoslawiens Kriege toben, beginnt sich auch im Kosovo die Gewaltspirale zu drehen. 1996 ermordet die Befreiungsarmee UCK serbische Polizisten. 1998 beginnen heftige Kämpfe, die in den versuchten ethnischen Säuberungen ganzer Landstriche gipfeln. Vom März bis Juni 1999 fliegt die Nato Luftangriffe auf die serbischen Truppen und zwingt diese zum Rückzug aus dem Kosovo, um dem Völkermord Einhalt zu gebieten. Das Kosovo wird unter UNO-Verwaltung gestellt.

Am 17. November 2001 wählt das Kosovo ein eigenes Parlament. Vergangenen Montag ist der als gemässigt geltende Ibrahim Rugova als Präsident des Kosovo gewählt worden. Erklärtes Ziel aller Parteien ist die Unabhängigkeit. Nationalisten träumen gar von einem neuen Grossalbanien. Rechtlich gese-

hen ist das Gebiet mit seinen rund zwei Millionen Einwohnern immer noch ein Teil Jugoslawiens. Das Kosovo, viermal kleiner als die Schweiz und mit einer Arbeitslosigkeit von etwa 80 Prozent, kann als eigenständiger Staat aber nur schwer überleben.

40 000 Soldaten aus über 30 Staaten sind derzeit im Kosovo stationiert, um den Frieden zu sichern. Zwar können Albaner und die Minderheiten wie Bosniaken, Türken, Ashkali, Roma, Ägypter und Goraner wieder in ihrem Land leben, nun haben allerdings die Serben einen schweren Stand. Sie leben in Enklaven, geschützt von der Kfor. Sie können ihre Dörfer meist nur im bewaffneten Konvoi verlassen. Nach dem Kosovo-Krieg sind nach serbischen Angaben 250 000 Serben geflüchtet, um Übergriffen der Albaner zu entgehen. Die Militärs stellen sich auf ein langes Engagement im Kosovo ein und bauen die Infrastruktur aus. Der Aufbau einer funktionierenden gesellschaftlichen neuen Ordnung wird aber länger brauchen. Ob kommende Generationen im Kosovo friedlich zusammenleben können, muss sich erst noch zeigen. (roh)



Wer Glück hat, ist sofort tot

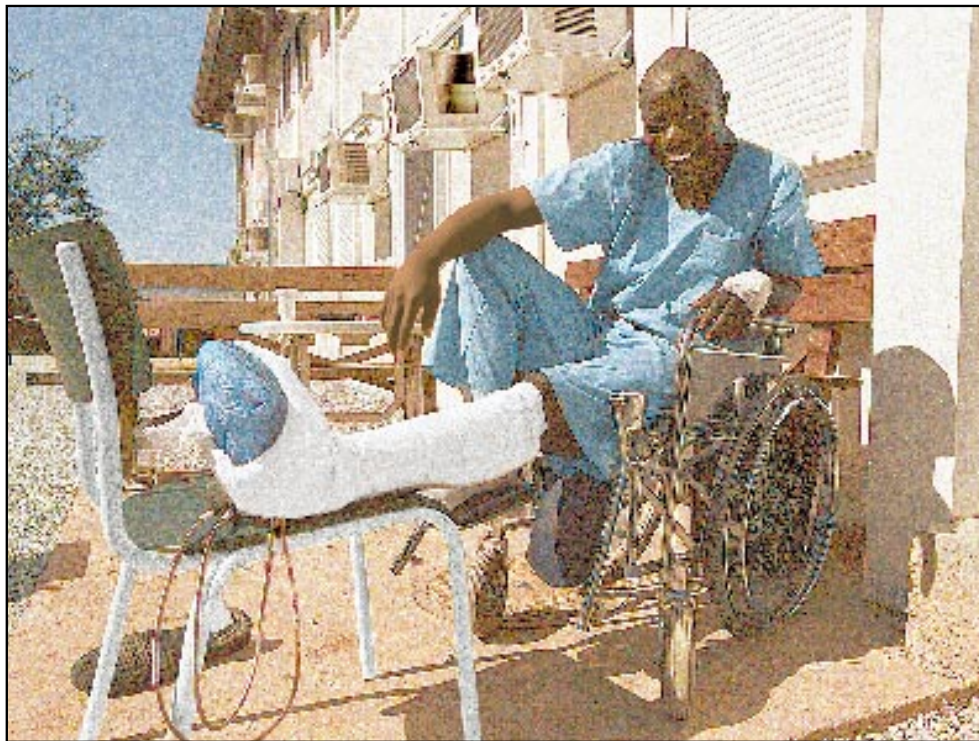
Bevis Chitongo sitzt vor dem Feldlazarett der deutschen Truppen in Prizren und lacht. Sein Fuss ist dick eingebunden, aus einem Plastikschlauch rinnt Blut. Bevis hat bei einem Arbeitsunfall zwei Zehen verloren. Der 28 Jahre alte Mann aus Simbabwe ist Minensucher bei der Firma Minetec. «Ich hatte an diesem Tag bereits 42 Minen gefunden und entschärft. Die 43. hat mich getroffen. Eine Viertelstunde vor Arbeitende. Bumm.» Er hätte dabei auch seinen ganzen Fuss verlieren können. Die 35 Gramm Trytil einer Plastikmine reichen, um die Fussknochen wegzusprenge und Haut, Sehnen und Muskeln bis zum Knie vom Knochen abzulösen.

«Nein, Minensuchen ist überhaupt kein gefährlicher Job. Man muss nur die Sicherheitsvorschriften einhalten.» Diese hat Bevis einmal missachtet. Er arbeitete sich in einem einen Meter breiten Korridor in das verminte Gelände vor, hatte gerade wieder einen Streifen vor sich abgesucht und legte anschliessend das geschnittene Gras hinter sich. «Ich habe dabei wohl mit meinem Fuss den Stab verschoben, welcher die Grenze des kontrollierten Geländes kennzeichnet.» Bevis trat auf den unsichtbaren Zünder. Ein Kilogramm Druck genügt bereits.

Schwierig aufzuspüren

Im Kosovo wurden vor allem zwei Typen von Antipersonenminen gestellt und vergraben: Die PMR-2 besteht aus einem Splittermantel aus Stahl auf einem Holzpflock. Dieser wird in den Boden gerammt. Ein mehrere Meter langer Stolperdraht löst den Zündmechanismus aus und bringt 100 Gramm TNT zur Explosion. Damit die Splitter die grösste Durchschlagskraft entfalten, werden diese Minen nicht vergraben. Dadurch sind PMR-2 von den Spezialisten leicht zu orten und zu entschärfen. Die Gefahr lauert jedoch im Boden. Die grossen Splittermine sind meist durch drei oder vier Plastikminen geschützt. Diese sind auch mit hochsensiblen Detektoren sehr schwer aufzuspüren. Nur der Zünderstift ist aus Metall – zwei Gramm schwer.

Bevis musste nicht lange auf Hilfe warten. Die Abläufe bei einem Unfall werden immer wieder



Verletzt Bevis Chitongo aus Simbabwe ist im Kosovo auf eine Mine getreten. Wenn er wieder arbeiten kann, wird der Spezialist aus Afrika weiter nach Minen suchen.

FOTOS: ROBERT HANSEN

durchgespielt. In der Nähe eines verminten Geländes wird stets ein Helikopter-Landeplatz eingerichtet, Verbandmaterial liegt griffbereit, die Equipen sind immer per Funk mit der Zentrale verbunden und gearbeitet wird nur, wenn auch der Helikopter fliegen kann. Es kann trotzdem lange dauern, bis ein verletzter Minensucher geborgen wird. Aus Sicherheitsgründen müssen die Helfer zuerst den Weg zum Verletzten nach Minen absuchen. Das dauert manchmal zu lange.

Exakte Minenpläne

«In Bosnien wurden oft Springminen eingesetzt, diese sind äusserst gefährlich. Die Minen werden durch eine kleine Sprengladung aus dem Boden geschossen und explodieren dann in Augenhöhe», sagt Bevis so trocken, wie wenn er die Gebrauchsanweisung eines Stabmixers erklären würde. Die Splitter reißen tiefe Löcher in einen Körper. Auch wenn die Verletzungen an sich nicht lebensgefährlich sind, sterben die Opfer trotzdem oft. Sie verbluten. «Wer Glück hat, ist sofort tot», sagt Bevis. Er lacht nicht mehr.

Die Sonne treibt Schweissper-

len auf die Haut des Afrikaners. Seit sieben Jahren sucht und findet er Minen. «Das war mein erster Unfall. Sobald ich kann, werde ich wieder arbeiten.» Bevis hat im Kosovo bereits 700 Minen entschärft.

«Die jugoslawische Armee hat uns 650 meist sehr genaue Karten zurückgelassen», sagt Tony Thompson, der die Sucharbeiten im Süden des Kosovo leitet und die verschiedenen Teams koordiniert. Bosnier, Engländer, Südafrikaner, Russen. Professionelle Organisationen können in den minenverseuchten Gebieten viel Geld verdienen. Der britische Ex-Berufsmilitär war schon in vielen ehemaligen Kriegsgebieten – und im Krieg: Als Kampftaucher entschärfte er im Falklandkrieg Seeminen. «Anhand der Pläne konnten wir gut arbeiten. Sämtliche bekannten Minenfelder wurden in den vergangenen zweieinhalb Jahren geräumt. Schwieriger ist es, die Minen zu finden, die die UCK-Kämpfer verlegt haben. Davon existieren keine Skizzen.» 500 Menschen wurden im Kosovo durch Minen verletzt, 100 starben. Auch heute werden noch Minen eingesetzt. Von Schmugglern, die ihre Pfade vor

unliebsamen Konkurrenten und der Polizei schützen wollen.

Zurück zur Familie

Menschen wie Bevis Chitongo graben die Minen wieder aus. Das Handwerk hat Bevis in Moçambique gelernt. «Wir werden von Minetec sehr gut ausgebildet. Bisher hat niemand von uns das Leben verloren. Nur ein Bein.» Eine Ärztin begutachtet seinen Fuss. Morgen kommt Bevis wieder unter das Messer.

«Man muss bei der Arbeit sehr konzentriert sein. Alkohol ist verboten und im Minenfeld herrscht absolutes Rauchverbot», erzählt Bevis. «Wir arbeiten rund fünf Stunden am Tag. Dabei darf ich nicht an meine Mutter oder meine Frau denken sondern nur an die Mine.» Neben ihm liegt eine alte Ausgabe des «Playboys». Bald sieht er seine Frau und die beiden Söhne wieder. «Wir können alle sechs Monate nach Hause fliegen.» Für seine Arbeit erhält er umgerechnet 1500 Franken pro Monat. Das reicht, um seine Familie einige Jahre zu ernähren.

Bevis wird nicht mehr in das Kosovo zurückkehren. Er wird in einem anderen Land Arbeit finden – sein Leben lang. (roh)

Die versteckte Gefahr

25 000 Minen im Kosovo gefunden

Die Minenleger: Während des Kosovo-Krieges verlegte die jugoslawische Armee Zehntausende Minen. Im Kosovo wurden 25 000 aus dem Boden geholt, zudem entschärften die Spezialisten 8000 Bomben und 14 000 nicht explodierte Sprengkörper. Das zweieinhalb Jahre dauernde Suchprogramm, auch mit Schweizer Beteiligung, kostete 17,5 Millionen Euro und wurde letzten Dezember abgeschlossen. Viele schwer zugängliche Gebiete sind aber noch immer vermint.



Die Minensucher: Über 1000 Minensucher waren im Kosovo im Einsatz. Einer verlor bei seiner Arbeit das Leben, 30 wurden verletzt und verloren Gliedmassen oder Augen. Die manuelle Minensuche ist sehr aufwändig. Personenminen aus Plastik werden mit Detektoren schlecht gefunden. Mit einem Metallstab wird alle drei Zentimeter in den Boden gestochen. Ein Minensucher kann so pro Tag nur 25 Quadratmeter absuchen. Panzerminen in und entlang von Strassen sind einfach zu finden und zu entschärfen.



Die Suchhunde: Ausgebildete Hunde können den Sprengstoff von Minen riechen. In abgestecktem Gelände von meist 10 auf 10 Meter suchen zwei Hunde unabhängig voneinander. Geben beide dieselbe Stelle an, geht der Minensucher an den entsprechenden Ort, holt die Mine aus dem Boden und entfernt den Zünder. Die Suche mit Hunden ist rationeller, jedoch witterungsabhängig. Bei Regen, starkem Wind und Kälte können die Tiere nicht arbeiten. Ein Minensuchhund kostet Zehntausende Dollars.



Die Maschinen: Minenräummaschinen kamen im Kosovo selten zum Einsatz, weil diese Art der Räumung nur auf flachem und unbewaldetem Gelände angewendet werden kann. An Ketten rotierende Stahlknüppel zerstören die Minen. Die Maschinen hinterlassen auch ohne Minenexplosion eine Spur der Verwüstung: Der Boden wird zentimetertiefe umgepflügt und die Vegetation vernichtet. Die Deutsche Armee räumte mit dem «Keiler», einem umgebauten Leopard-Panzer. Zivile Organisationen verwendeten eine per Funk aus einem gepanzerten Landrover ferngesteuerte Maschine. (roh)

Nach dem Krieg wurden serbische Kirchen zu Abfallhalden

Nichts sollte mehr an die verhassten und vertriebenen Gegner erinnern. Auch die einrückenden Truppen der Kfor konnten im Kosovo nicht verhindern, dass albanische Extremisten nach dem Krieg serbische Kulturgüter zerstörten und dabei auch über 70 orthodoxe Kirchen, Klöster und Heiligtümer brandschatzten und sprengten. Kirchen aus dem 13. und 14. Jahrhundert, die die jahrhundertelange osmanische Besatzung und die beiden Weltkriege überstanden hatten, wurden geschändet. Einige Bauwerke wurden dem Erdboden gleichgemacht und als Zeichen der Geringschätzung zu Abfallhalden umgewandelt.

Im Kosovo war einst das kirchliche Zentrum des serbischen Reiches. Die Kloster von Pec und Decani sind Zeugen einer reichen Kultur und die Fresken erzählen Geschichten in enormer Ausdruckskraft. Pec war Sitz der serbischen Erzbischöfe und Patriarchen und wird als Zentrum der serbischen Kirche angesehen. Wunderschöne Bildhauerarbeiten zeichnen das Kloster von Decani aus, von Umwelteinflüssen weitgehend verschont. Starke italienische Truppenverbände beschützen heute diese Bauwerke. (roh)



Zerstört Die Kirche der Heiligen Dreifaltigkeit bei Pec wurde im Juli und im August 1999 gesprengt.



Erhalten Ikone im Kloster von Pec.